







Maciej Robert

Wenn kein Fluss mehr fließt

Aus dem Polnischen von
Hans Gregor Njemz

NATURKUNDEN

Dem Fließe Lubczyna – es fließe!

NATURKUNDEN N° 131

herausgegeben von Judith Schalansky
bei Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

7	Der Mangel
36	Rückkehr I
77	Der Mythos
108	Das Ephemere
145	Das Versiegen
170	Das Altwasser
187	Der Gestank
218	Das Tabu
242	Rückkehr II
251	Epilog
255	Danksagung
256	Bibliografie

Mit verschiedenen Namen rühmte ich euch nur, Flüsse!

– Czesław Miłosz, »Flüsse«

I

»Was siehst du Spannendes in dem Fluss?« Das ist die Ausgangsfrage, die Frage aller Fragen, aus einer Erzählung von Stanisław Czyż: *An einem Fluss, der nicht da ist (Nad rzeką, której nie ma)*.

II

An dem Fluss, der nicht da ist, da sind zwei: Primavera und der andere, Admiral genannt. Ihr Jugendalltag besteht aus dem kleinen Städtchen, das in der Geschichte nur Kleinstadt heißt, und großen Träumen vom Ausbruch in die weite Welt. Da es sie nach Abenteuer, Anderem und Perspektivwechsel gelüstet, unternehmen Admiral und Primavera eine nächtliche Eskapade zur zwanzig Kilometer entfernten Weichsel. Um »diese Weichsel – die bisher bekannte, allenfalls in Städten, größeren und kleineren, geschaute, gewissermaßen gezähmte – plötzlich durch gänzlich unberührte Wälder strömen zu sehen«.

Diese Unberührtheit, der andere Blick, endlich das Abenteuer: Alles ist da, zusätzlich geschärft durch die Sommernacht, weil sich auf einmal herausstellt, dass das vertraute Bild landschaftsverwandeln den Änderungen unterliegt und hinter der Kleinstadt der Dschungel beginnt, den man mühsam durchdringen muss, wobei man ständig in die zahlreichen Wasserläufe fällt. Vielleicht gibt es hier sogar Tiger – zumindest hätte es das Knabengespräch zu gern, dass es hier wilde Tiere gibt. Doch bei Tagesanbruch erweist sich, dass Admiral und Primavera im Kreis gegangen sind und unzählige Male denselben Wasserlauf durchquert haben. Zur Weichsel, der ungezähmten, sind sie nicht vor-

gedrungen. Die Erzählung endet mit einem Dialog, in dem die beiden Helden den Wunsch äußern, ihre Expedition zu wiederholen und die Weichsel zu erreichen »oder aber einen Fluss, der nicht da ist; das wäre vielleicht sogar spannender«.

III

An einem Fluss, der nicht da ist, kann es sogar spannender sein. Zumal ein Fluss, der nicht da ist, auf mancherlei Weise (nicht) zu existieren vermag. Zum Beispiel als Altwasser – ein vom mäandernden Fluss abgetrennter Nebenarm –, in Form eines kleinen Sees oder verkrautenden Flussbetts, schlammbedeckten und morastigen Ödlands, das jedoch zuweilen völlig austrocknet und zu einer Niederung wird.

Es kann ein versickernder, wie vom Erdboden verschluckter Fluss sein, aber auch einer, der zeitweise trockenfällt oder ein für alle Mal trockengefallen ist. Es kann ein Fluss sein, der lediglich in historischen Beschreibungen vorkommt. Es kann ein Fluss sein, der von sich aus unzugänglich ist, aber auch einer, zu dem jemand anders den Zutritt verwehrt. Es kann ein Fluss sein, der zu einer Gosse verwandelt, in einen Kanal gezwängt, mit Sand zugeschüttet, der einbetoniert oder so sehr verschmutzt worden ist, dass man kaum mehr von einem Fluss sprechen darf. Es kann ein unterirdischer Fluss sein. Es kann ein erträumter Fluss sein, den wir als Ideal an die Stelle des unspektakulären Originals setzen. Es kann ein so kleiner Fluss sein, dass er für Hydrologen und Kartografen gar nicht existiert. Es kann jeglicher Wasserlauf sein, in dem wir für den Eigengebrauch einen Fluss sehen möchten. Es kann ein ausgedachter Fluss, ein literarischer Fluss sein.

Was sieht man Spannendes in einem Fluss, der nicht da ist? Vor allem Fantasie, Fiktion und lang vergessene Pracht. Ich gehe gern an solche nicht halben, nicht ganzen Flüsse, ich lese gern von ihnen, lese aber auch sie selbst. Denn jeder Fluss ist eine Erzählung, doch ein Fluss, der nicht da ist, ist eine ganz besondere Erzählung, weil hier die Vorstellungskraft auf Hochtouren läuft und man zwischen den Zeilen lesen muss.

IV

An einem Fluss, der nicht da ist, kann es sogar spannender sein. Das muss man sich immer wieder sagen, wenn man aus Lodz kommt, einer Stadt, die auf der polnischen Hauptwasserscheide liegt, einer Wasserscheide erster Ordnung. Was bedeutet das? Nicht mehr oder weniger, als dass durch das Stadtgebiet die hergebrachte Grenze der beiden benachbarten Einzugsgebiete der größten Ströme Polens verläuft, der Weichsel und der Oder. Da sie beide in die Ostsee münden, ist es eine Wasserscheidelinie erster Ordnung, im Unterschied zur Kontinentalwasserscheide – der hierarchisch höchsten und daher nicht nummerierten –, die, fast deckungsgleich mit der Südgrenze Polens, entlang der Gipfelpartien der Sudeten und Karpaten verläuft und die Einzugsgebiete der Ostsee, der Nordsee und des Atlantiks von denen des Schwarzen Meers, der Adria und des Mittelmeers trennt. Um genau zu sein: 99,7 Prozent der Flüsse, die, und sei es auch nur teilweise, durch polnisches Hoheitsgebiet strömen, gehören zum Einzugsgebiet der Ostsee.

Die Lodzer Wasserscheide hingegen bezeichnet die Grenze von Einzugsgebieten nicht zweier Meere, sondern zweier Ströme: der Warthe (Odereinzugsgebiet) sowie der Bzura und Pilica (Weichseleinzugsgebiet). Man könnte also sagen, dass ausgerechnet durch Lodz der hydrologische Riss geht, der Polen halbiert. Man darf Lodz gar eine Königin der Flüsse *à rebours* nennen: Obgleich die Stadt vieler Flüsse Mutter ist – wir sprechen selbstverständlich von ›Flüssen‹, denn ihre Größe muss man in Anführungszeichen setzen –, fliehen alle vor ihr. Sie haben hier ihre Quelle, fließen jedoch woandershin – zu anderen, größeren Flüssen und sodann allesamt in die Ostsee.

Den kürzesten Weg dorthin hat von allen Lodzer Flüssen die Bzura – sie mündet nämlich geradewegs in die Weichsel. Den längsten haben die Zimna Woda, deren Wasser vor Erreichen der Ostsee drei Flüsse nacheinander speist, sowie die Czerniawka: Sie mündet in die Dzierżązna, diese in die Moszczenica, diese wiederum in die Bzura, auch wenn man sich in der Kartografie nicht einigen kann, ob die Czerniawka in die Dzierżązna mündet oder umgekehrt. Und oben-

drein ist an diesem hydrologischen Namensstreit noch die Ciosenka beteiligt.

Dieser Wirrwarr ist gang und gäbe im Flachland nahe einer Wasserscheide, wo sich kleine, nicht selten namenlose Flüsse und Wasserläufe häufig, auf natürliche oder künstliche Weise, verbinden oder teilen. Und da sie überdies zeitweise ganz verschwinden können, ist es sehr schwer, ihren Lauf zu bestimmen und irgendwelche arbiträren Grenzen festzulegen. Eins ist gewiss: Im Lodzer Stadtgebiet fließen zwanzig bis dreißig Flüsse, Bäche oder Wasserläufe. Wobei sich diese Anzahl jederzeit noch vergrößern kann – alles hängt davon ab, ob sich die Stadtgrenze auch nur um einige Dutzend Meter verschiebt.

Noch einmal: Es gibt mehr als zwanzig Flüsse in Lodz, deren überwiegende Mehrheit hier entspringt – nach Lodz hinein fließen nur die Gadka und die Dobrzyńska, allerdings nur kurz, weil sie sogleich in den Ner münden –, sodass viele Flüsse aus dieser Stadt hinausfließen, jedoch kein einziger Fluss durch Lodz hindurchfließt. Lodz ist also auch in dem Sinne keine Flusstadt, dass es keinen Durchgangsfluss hat. Es ist wie ein Berghang: Lodz gebiert viele Bäche, erfährt indes nicht die Gegenwart eines großen Flusses.

An einem Fluss, der nicht da ist, zählt Fantasie. Deswegen habe ich bei dem Gedanken an Lodz als paradoxe ›Königin der Flüsse‹ das Gemälde *Bug, Oder, Weichsel* von Wilhelm Sasnal vor Augen. Auf der weißen Leinwand – die so dünn und damit durchscheinend ist, dass man das Holzgestell aus den vier Brettchen des quadratischen Rahmens sowie den beiden über Kreuz angebrachten und so den Mittelpunkt des Bildes markierenden Hölzern erkennt – sind drei blaue Wellenlinien zu sehen. Es sind die drei dargestellten titelgebenden Flüsse, bedeutsam dadurch, dass sie die Grenzen Polens (Bug und Oder) sowie dessen Mittelachse (Weichsel) versinnbildlichen. Nur dass sich bei Sasnal alle drei Flüsse im Bildmittelpunkt treffen – oder womöglich alle drei dort entspringen? Sie teilen das imaginäre symmetrische Land in drei mehr oder weniger gleich große Drittel, drei Wasserteilungsgebiete, in deren Schnittpunkt nichts anderes liegt als Lodz. Beim Malen dieser kartografischen Fantasie hat Sasnal höchstwahrscheinlich

nicht daran gedacht, wie treffend und ironisch dadurch die Lage von Lodz unterstrichen wird – als einer Stadt, die sich nach einem echten Fluss sehnt.

An einem Fluss, der nicht da ist, findet man kaum Einheimische, die eine Vorstellung, und sei es auch eine noch so verschwommene, von den Flüssen hätten, die hier trotz allem fließen. Kein Wunder – sind doch die meisten dieser Flüsse lediglich Bäche, Bächlein, Fließe, Gräben, die nur zeitweise Regenwasser führen, mitunter gar Abwasserkanäle. Oder es sind unterirdische Flüsse, die größtenteils unter dem Stadtzentrum verlaufen, und Rinnsale, die so klein sind, dass sie von den meisten Kartografen nicht einmal in den Stadtplan eingetragen werden – obwohl sie stolz einen gebräuchlichen Eigennamen führen. Oder es sind historische Wesen, verzeichnet in alten Landkarten und Urkunden und heute nur noch eine kaum plätschernde Erinnerung, verborgen in einem kleinen Kanal im riesigen Bauch der Stadt.

Und gerade das historische symbolische Denken, das der Überlieferung und der wichtigen Rolle früherer Flüsse bei der städtischen Industrialisierung entspringt, lässt uns von ihnen als Flüssen sprechen, obgleich gemäß den geltenden hydrologischen Kriterien der Größenbestimmung von Flüssen – Länge des Laufs, Fläche seines Einzugsgebietes, Durchfluss im Jahresmittel – lediglich zwei Lodzer Flüsse die Bezeichnung als »kleiner Fluss« verdienen, nämlich die Bzura und der Ner, die hinsichtlich der Länge an fünfundzwanzigster und vierzigster Stelle der polnischen Flüsse stehen. Der Haken dabei ist, dass auf Lodzer Stadtgebiet nur ihre Quellen und der Anfang ihres Laufs liegen, mit einer Länge von sagenhaften sechseinhalb Kilometern (Bzura) und – immerhin – zweiundzwanzig Kilometern des aus der Stadt hinaus- und wieder nach Lodz hineinfließenden Ners. Die Königin der Lodzer Flüsse, die Łódka, deren Gesamtlänge zwanzig Kilometer beträgt, wovon fünfzehn auf Lodz entfallen, ist, grob gerechnet, fünf- bis sechsmal so kurz wie ein gesetzmäßiger kleiner Fluss. Eben ein echter Fluss, der nicht da ist!

Warum bin ich so sauer, unsäglich frustriert und platze vor Neid, wenn ich in Adam Robińskis *Gedenke der Flüsse (Pamiętaj o rzekach)* lese: »Wir stammen alle von einem Fluss: von der Weichsel, von der Oder, vom Bug, von der Netze.« Ach so. Und was soll ein Lodzer sagen – dass er von der Olechówka stammt? Ich beschließe, mit Adam darüber zu sprechen.

»Was ist mit Lodz?«, frage ich.

»Tja, das weiß ich auch nicht. Ich kenne Lodz kaum, fast überhaupt nicht, gerade genug, um zu wissen, dass bei euch alle Flüsse unter die Erde verlegt sind. Aber die Warthe kommt ja wohl fast bei euch vorbei«, witzelt er.

Guter Scherz, »kommt fast vorbei«! Die Warthe fließt fünfundfünfzig Kilometer, eine Autostunde weit, von der westlichen Stadtgrenze entfernt.

»Soll ich das so schreiben?«, frage ich nach.

»Sicher. Schreib, ihr seid von der Warthe adoptiert.«

Von der Warthe? Dann wohl schon eher von der Pilica, denn unter anderem aus ihr schöpfte Lodz jahrelang sein Trinkwasser, an Entnahmestellen in Tomaszów Mazowiecki und Bronisławów. Aber auch das sind mehr als fünfzig Kilometer, bloß in die andere Richtung.

Mithin sind wir keine rechtmäßigen Flusskinder. Uns Lodzer – man verzeihe dieses Wir oder protestiere – beschreibt ein Fluss keineswegs. Mehr noch: Ein Fluss, genauer das Fehlen eines Flusses ist die Hauptursache unserer Scham. Adam Robiński ist wie ein Einwohner der Stadt P. aus dem altmodischen Jugendroman *Erinnerungen einer Schuluniform (Wspomnienia niebieskiego mundurka)*, einem 1906 erschienenen, allerdings noch reizend positivistischen Buch: »Hätte man einem Einwohner der Stadt P. gesagt, dass es Städte ohne Flüsse gebe, die an spärlichen, schlammigen Rinnsalen liegen oder gar gezwungen sind, Wasser allein aus Brunnen zu schöpfen – er hätte es nicht geglaubt; hätte er es aber geglaubt – er wäre entsetzt gewesen«, schreibt Wiktor Gomulicki und stellt die apokalyptische Vision einer Flusslosigkeit dem glücklichen, immerhin masowischen Pułtusk ge-

genüber, das an der Narew liegt und dank dieser Lage aus dem Vollen schöpfen kann.

Den abstrakten Horror der Flusslosigkeit beschreibt Gomulicki, dessen Vorliebe für die Narew sich in den meisten seiner Werke offenbart, folgendermaßen:

Kann man ohne die Nähe eines Flusses leben? Ohne wunderbare Sonnenuntergänge zu sehen, die sich auf dem Wasser widerspiegeln; ohne regelmäßiges Wellengeplätscher zu hören; ohne die frische Brise zu spüren, die von der kühlen Flut herüberweht; ohne Boot zu fahren, ohne zu jeder Tageszeit zu baden, ohne Kränze auf die Wellen zu werfen und ihnen hinterherzuschauen, wie sie in die blaue Ferne davonschwimmen – ach! Entsetzlich ist das!

Genau siebzig Jahre später schrieb Tadeusz Nowak in *Halbmärchen (Półbaśnie)*: »Wer nicht am Fluss geboren ist [...], weiß nicht, was eine Wiege ist, was ein Spiegel ist, er weiß auch nicht, was das Leben ist.« An einem Fluss schläft man besser, isst man besser, tanzt man besser. Am Fluss Geborene kleiden sich besser, wissen flüssiger zu erzählen. Im Prinzip ist am Fluss alles besser.

Gomulicki und Nowak pflichtet unserer Tage – und die Lodzer endgültig niederschmetternd – der von der Oder stammende Tomasz Różycki bei und schreibt in seinem Essayband *Feuerprobe. Die trügerische Kartographie Europas* über die Koexistenz von Städten und Flüssen – eher Flüssen und Städten, waren doch die Flüsse stets zuerst da. Darin bezeichnet er ihr Nebeneinanderbestehen als Ehe und weist darauf hin, dass es meist gelungene Ehen seien, aus Liebe geschlossen und lebenslang. Es gebe natürlich auch schwierige Ehen – hierzu zählt Różycki unter anderem die Verbindung Warschaus mit der Weichsel oder Bratislavas (Pressburgs) mit der Donau –, und manches Individuum sei auch zu ewigem Alleinsein verurteilt.

Wie soll man nun so ein alleinstehendes Lodz nennen? Różycki tauft die flussledig gebliebenen Städte »Halbstädte«. Vielleicht sollten wir uns keinen Zwang antun, sondern einen Schritt weiter gehen und Städte ohne Fluss – oder mit verborgenen, mit unbedeutenden

Flüssen – als ›Nicht-Städte‹ bezeichnen, so wie Marc Augé Nicht-Orte als das Gegenteil von Orten unterschied?

Auf der Webseite *Terrible Maps*, wo die interessantesten, aber auch kuriosesten geografischen Merkwürdigkeiten gesammelt werden, stand einst eine höchst witzig gezeichnete Landkarte ›jeder europäischen Stadt‹: *The Map of Every European City*. Wie man leicht errät, befindet sich darauf – außer dem Marktplatz mit einem Denkmal, dem Museum, der Kirche, einem Park, einem Hotel, einem Bahnhof und beliebten Cafés – ein Fluss, der selbstverständlich durch die Innenstadt fließt und am besten groß oder zumindest mittelgroß ist. Aus irgendeinem Grund trägt dieser Fluss einen einsilbigen Namen. Ich verstehe schon: Rhein, Maas, Spree, Seine, Po, ja sogar die Themse, deren englischer Name einsilbig ist: Thames. Doch wegen der durch und durch europäischen, allerdings zweisilbigen – in lateinischer Lautung drei- und in rumänischer gar viersilbigen – Donau, ganz zu schweigen von Dutzenden anderer Flüsse, bringt mich dieser Scherz kaum zum Lachen.

Noch weniger lachen macht mich die Tatsache, dass man auf diese Weise Lodz den Namen einer europäischen Stadt abspricht – wer weiß, womöglich einer Stadt überhaupt? Flusslose Städte wären dann eine Art zeitloser Raum (das ergibt Sinn, ist doch der dahinströmende Fluss die allerbeste Metapher für das Verrinnen der Zeit), ein Übergangsraum, mit dem wir emotional nicht verbunden sind: Unsere Existenz hier ist nur scheinbar, wir harren ganz einfach aus, um dann endlich an einen echten und erträumten Ort zu wechseln, irgendwohin also, sofern es dort nur einen Fluss gibt. Wir – die Flusslosen – haben nichts und niemanden, mit dem wir eine Verbindung eingehen oder nach dem wir sehen könnten. Denn wie Adam Robiński schon schreibt: »Wenn man in Masowien geboren und aufgewachsen ist, dann ist es eine Art Pflicht, nach den hiesigen Flüssen zu sehen.«

Und wenn man in der Nachbarschaft Masowiens, im Lodzer Landstrich geboren ist, was dann – soll man sich einen Strick nehmen? Für solch einen geistesarmen Menschen aus flusslosem Land ist ein Fluss häufig eine Flaute, ein Kuriosum, eine Sensation, ein Luxus. So je-

mand bemerkt einen Fluss nicht, er braucht ihn nicht. Oder aber, ganz im Gegenteil, er hält – wie ich aus eigener Erfahrung weiß – geradezu paranoid Ausschau nach Flüssen, ersehnt und begehrt sie. Er sucht in jeder Stadt, jeder Kleinstadt, allenthalben nach Geländevertiefungen, die einen Fluss ankündigen, den man betrachten, an dem man umherstreifen, den man belauschen, in den man eintauchen und in dem man schwimmen kann. Noch der kleinste Fluss – den ein anderer nicht einmal beachten würde – nimmt beinahe die Ausmaße eines Amazonas an.

Andrzej Sosnowski schreibt in einem seiner frühen Gedichte: »Hier ist die kleine Kamionka, man kann darin ertrinken. / Die Kamioneczka ist auch ein Fluss, ein Fluss ist des Menschen Genuss.« In Lodz müssen wir mit nichts als solchen Kamioneczkas vorliebnehmen, auch wenn man in den meisten davon nur sinnbildlich ertrinken kann. So hält sich der Flusslose an das Prinzip, dass ›in der Not der Teufel Fliegen frisst‹, und bestaunt sogar die Rinnsale getauten Schnees, deren Anblick auch immer seltener wird.

VI

Der flusslose Mensch ist – sofern er sich seiner Flusslosigkeit und der daraus erwachsenden Beschränktheit nur bewusst wird – ein Hungerleider. Auf der Suche nach Strömendem gibt er sich mit allem zufrieden und wird noch das Geringste lobpreisen. Um das zu verstehen, besuche man die Lodzer Józef-Montwiłł-Mirecki-Siedlung, eine zu Beginn der 1930er-Jahre nach dem Gartenstadtkonzept erbaute moderne Wohnanlage, die heute unter Denkmalschutz steht. Damals floss die Łódka hier noch in einem offenen Bett: Sie strömte unter der Brücke im Zuge der Srebrzyńska-Straße hindurch und trieb etwas weiter oben im 19. Jahrhundert die Mania-Mühle an.

Die Mirecki-Siedlung war für Arbeiterfamilien gedacht, doch die für die damalige Zeit luxuriösen Verhältnisse – Elektrizität, fließend Wasser, Anbindung an die Kanalisation – führten dazu, dass der Mietzins für Arbeiter zu hoch war. Also kamen stattdessen Bildungsbürger und hochgestellte Lodzer Persönlichkeiten. Ebenso Künstler. Etwa Katarzyna Kobro und Władysław Strzemiński, die 1933 hierherzogen

und in der Srebrzyńska-Straße 75 wohnten, wo sie sich in den Jahren 1933 bis 1935, 1937 bis 1939 und nach dem Krieg aufhielten. Sie hatten noch Gelegenheit, die Łódka in nächster Nähe der Siedlung fließen zu sehen, ehe sie in einen unterirdischen Kanal verbannt wurde.

Wer Jahrzehnte später in der Mirecki-Siedlung wohnte, hatte dieses Glück nicht mehr. Nun ging man nicht mehr an den Ufern der Łódka spazieren, sondern setzte seinen Fuß auf die Erde, unter der die Łódka verborgen lag. Allenfalls ließ sich noch etwas erspüren, das sich mit dem – für Lodz und sein Hydrosystem so wesentlichen – Begriff »Flussgedächtnis« bezeichnen lässt. Bei den dortigen Flussweisen stellte sich somit das Lodzer Standardgefühl der Flusslosigkeit ein. Unter ihnen war auch ein Schriftsteller mit dem sprechenden Nachnamen Grzegorz Strumyk (wörtlich: Bächlein), Autor der denkwürdigen *Tränen* (*Łzy*), eines der ergreifendsten Romane, die nach 1989 in Polen veröffentlicht wurden. Womöglich ist gerade wegen seines Wohnorts in der um ihren Fluss beraubten Mirecki-Siedlung der für einen Lodzer typische Phantomschmerz bei Grzegorz Strumyk so stark, obwohl das Flussmotiv gar nicht allzu oft vorkommt. Wenn es aber einmal auftaucht, dann ist die Szene so bedeutsam, dass sie einem für immer im Gedächtnis bleibt. »Ich hatte nicht viele Frauen im Leben. / Vielleicht war darum keine unwichtig«, schreibt Jacek Podsiadło in einem seiner Gedichte; ein Lodzer kann dasselbe von Flüssen sagen.

In dem erschütternden Finale des Romans *Tränen* unternimmt das obdachlose Heldenpaar einen Ausflug in eine Badeanstalt, ein ebenso reales wie symbolisches Jenseits, in dem der Helle Herr regiert. Denn ausgerechnet Wasser fehlt ihnen am meisten. Abgesehen von Essen, Wärme, Behausung und – selbstverständlich – Würde. Doch der Wassermangel und das Fehlen einer Waschgelegenheit sind in dieser Stadt ohne Fluss besonders gravierend. Also wandern sie durch die ebene Stadt zum Wasser: »Die Straßen verliefen wie auf einem Tisch. Sie führten nicht hangabwärts zum Fluss, wie in den Städten, in die man gern zurückkehrt.« Während dieser höllischen Pilgerreise sagt der Mann mit dem Engelsnamen Gabriel: »Weißt du, Wasser kann man nicht einsperren.« Und weiter:

Man kann es gleichsam in eine Flasche, ein Gefäß sperren. Aber eingesperrtes Wasser ist kein Wasser mehr. Es ist ein Gefäß mit Wasser. Es findet einen Ausweg oder fängt an zu stinken. Es stirbt. Wasser ist zum Fließen da, zum Umschmeicheln alles Lebendigen. Wie Luft nimmt Wasser das Tote mit und bringt es an einen neuen Ort. Man kann es in die Hand nehmen. Und es rinnt durch die Finger.

Ein schönes Loblied auf das Wasser, auf den Fluss. Und zugleich eine Anklage der Stadt, die ihre Flüsse in den Untergrund gesperrt hat. An erster Stelle in meiner persönlichen Rangliste der fluvialen und perifluvialen literarischen Zeugnisse steht immer noch die kurze Beschreibung am Beginn des dritten Kapitels eines früheren Romans von Strumyk, *Kino-lino*. Zwei Sätze, weniger flusshaft als flusslos. Zwei Sätze, obwohl einer genügen würde. »Nachts hatte es geregnet. Auf den Straßen schwammen Rinnsale in den Rillen der Trambahnschienen.«

Dieses Bekenntnis ist äußerst ergreifend und betrüblich – in seinem ganzen Elend, seiner Sehnsucht, dem Gefühl des Mangels, in seiner Verlassenheit. In der unverdrossenen Wiederholbarkeit, dem flüchtigen Glanz. Eine plötzliche Erleuchtung, ein heller Augenblick. Das Strömen schmutzigen Wassers in den Vertiefungen der Straßenbahnschiene. Bei Adam Robiński heißt es: »Uns, in den herben Landschaften des mitteleuropäischen Tieflandes, bleiben nur Flösslein.« Wir verneigen uns. Uns bleibt das Regenwasser, das in der Schiene rinnt. Uns bleiben leere, ausgetrocknete Flussbetten, die – wie der Dichter sagt – nichts anderes sind als das Beweisstück eines Verbrechens. Wojciech Bonowicz schreibt in dem Gedicht »Letzter Gesang« (*Pieśń ostateczna*): »Der Schrei des Geschlagenen ist ein vertrockneter Fluss aus dem keiner trinkt / Du schreitest im Bett dieses Schreis aber bist nur ein Weilchen dort«. Ich werde den Eindruck nicht los, dass sich in dieser umgekehrten Personifizierung das Schicksal der Lodzer und aller Flusslosen verbirgt.

Doch da kommt uns unverhofft Olga Tokarczuk zu Hilfe, in deren Beschreibung eines Einzugsgebietes aus dem Aufsatz »Oder« (*Odra*) wir unsere Sehnsucht nach Wasser in jeglicher Gestalt wiederfinden:

Zum Einzugsgebiet gehört schließlich alles, was wir unter den Füßen haben: jeder Tautropfen, jede Pfütze, jeder Regenbach und all die unterirdischen Flüsschen, die einen des Nachts angeblich um den Schlaf bringen, all die kleinen Wiesenquellen, die sommers austrocknen – auch sie tragen zum Fluss bei.

Also ist das schmutzige Regenwasser in der Straßenbahnschiene auch ein Fluss! »Von der Haltestelle fuhr eine rote Drei ab und spritzte dabei kleine Schwälle zur Seite. Das Wasser sammelte sich aus Tropfen und Tröpfchen zusammen und schwamm wieder in den Schienen, bis die nächste Trambahn heranfuhr.« Diese Sätze Strumyks verstehe ich genau – ich, der damals (1988? 1989?) Streichhölzer auf den Schmelzwasserrinnsalen des Schnees schwimmen ließ, der die Schlammhalde an der Dzierżyńskiego-, Ecke Marchlewskiego-Straße bedeckte.

Heute ist das die Armii-Krajowej-, Ecke Wyszyńskiego-Straße; an der Stelle der Schlammhalde, bei der zur Freude der anwohnenden Kinder jahrelang der Zirkus sein Zelt aufschlug, steht seit einiger Zeit ein Lidl. Und die Drei fährt schon lange nicht mehr auf der Srebrzyńska-Straße nach Złotno, die Schienen wurden 1992 demonitiert – oder wahrscheinlich zum großen Teil gestohlen. Das Rinnsal kann nirgends mehr entlangfließen.

VII

Kommen wir noch einmal an den Anfang zurück: In der 2001 erschienenen Gedicht- und Prosaauswahl von Stanisław Czycz, dessen Werk man damals neu zu entdecken versuchte, stehen zwei Erzählungen mit dem Flussmotiv nebeneinander, obwohl sich dieses Nebeneinander nicht in dem 1968 zuerst erschienenen Erzählband *Ehe der Mond versinkt* (*Nim zajdzie księżyc*) finden lässt.

Ich bezweifle, dass das Lektorat des Literackie-Verlags bei der Zusammenstellung ausgerechnet derselben Spur folgte, die ich – nach jeglicher Erwähnung von Flüssen hungernd – sofort bemerkte. Mir aber scheint dieses Nebeneinander der beiden »Fluss«-Erzählungen symptomatisch und symbolisch zu sein. Denn kaum haben wir uns

an den Gedanken gewöhnt, dass es an einem Fluss, der nicht da ist, spannender sein könne – der Schlusssatz der einen Erzählung –, da kommt in der ersten Szene der darauffolgenden Erzählung mit dem bezwingenden Titel *Wenn nachts die Magnolienblüte duftet* (*Gdy nocą pachnie kwiat magnolii*) ein schönes Mädchen – »jeder schätzte sofort, dass er keine Chance bei ihr hatte« – unverhofft zu Admiral. Der starrt auf das dahinströmende Wasser, und sie stellt ihm die grundlegende Frage: »Was siehst du Spannendes in dem Fluss?« Für Admiral ist das ein Moment der Beglückung und der Bedrohung. Diese Ansprache ist nämlich nicht der banale Beginn eines Smalltalks, sondern eine Frage voller Subtexte, von denen der gesellige – der für Admiral in diesem Augenblick wichtigste – keinesfalls der entscheidende zu sein braucht. Die Antwort auf eine scheinbar so unschuldige Frage ist von zentraler Bedeutung und vermag das weitere Schicksal der Hauptfiguren wesentlich zu beeinflussen.

Für mich ist die Frage »Was siehst du Spannendes in dem Fluss?« ebenso entscheidend. Und ebenso schwierig wie für Admiral. Denn was könnte man antworten? Doch höchstens ein paar Phrasen über das Lebenspendende stammeln, über die Treibkraft der Zivilisation, philosophische und kulturelle Bezüge, literarische Motive. Lasst es gut sein! Mich schmerzt diese Frage nicht etwa, weil man sie kaum beantworten kann, ohne ins Floskelhafte abzugleiten, sondern weil sie sich – buchstäblich – auf den Schmerz bezieht. Auf den Phantom-schmerz.

VIII

Bevor ich das erkläre, wollen wir uns in das Lodz meiner Kindertage versetzen. Die erste Hälfte der Achtzigerjahre, eine große Plattenbausiedlung am Stadtrand, wenige Jahre zuvor errichtet. Der nahe gelegene Abfallberg – Bauschutt, Betonblöcke, Sand mit Erde vermischt, aber auch das, was von einem der Wohnblocks nach einer Gasexplosion übrig blieb – war im Nu von Gras überwachsen, mit der Zeit auch von kümmerlichen Bäumchen. Am Fuße dieses Berges – den wir Müllkippe oder Müllberg nannten – sammelte sich in einer kleinen, mit geborste-

nen Gittersteinen verfüllten Senke Wasser und bildete einen Tümpel, mehrere sogar. In diesen Tümpeln gab es einen ganzen Mikrokosmos: Molche, Egel, Stichlinge, Gelbrandkäfer. Das war meine Universität, mein Refugium, meine Einkehr und meine Einfühlung. Auf diese Weise konnte ich, ein Kind der Betonwüste, mein Bedürfnis nach Umgang mit der Wasserwelt ganz und gar stillen.

Lange Zeit hindurch war natürlich vorkommendes Wasser für mich stehendes Gewässer; das Meer, an das ich als Kind einige Male mit meinen Eltern in die Ferien fuhr, verstärkte diese Wahrnehmung nur – es schlug allenfalls kleine Wellen, aber floss nicht, und sein einschläfernder Gezeitenrhythmus irritierte. Das Strömen war für mich damals nicht nur unbegründet, sondern bei der Beobachtung hydrologischer Mikrokosmen unerwünscht, weil es das Bild unnötig verschwimmen lässt und das Überlegen erschwert. Ganz sicher war ich als Kind kein Herakliteer: Mich interessierte eher das Statische. Erst mit der Zeit gewann ich Vertrauen in das Strömende. Allerdings existierten lange Zeit keine Flüsse für mich, so wie es sich für einen echten Lodzer gehört. Mehr noch, sie sollten auch gar nicht für mich existieren. Zu dieser Überzeugung gelangte ich, als ich mich eines Tages mit meinen Kumpeln nicht zur Müllkippe aufmachte, sondern in die entgegengesetzte Richtung: zu dem Wäldchen, das auf der anderen Seite der Siedlung lag und den kläglichen Rest der vor Jahrhunderten hier sich erstreckenden Lodzer Wildnis abgab.

Hinter dem Wäldchen gab es eine Wiese, und mitten in ihr – nun ja, eine Art Fluss. Das musste untersucht werden. Dazu musste man sich durch hohe Brennesseln schlagen und durch verdächtig riechenden Schlamm waten, bis man endlich einen spärlich bewachsenen kleinen Wall erreicht hatte. Dahinter lag ein mit Betonplatten ausgekleideter Graben, in dessen Mitte etwas Widerwärtiges floss – oder vielmehr zu fließen versuchte. Der Kanal war höchstens einen halben Meter breit, das zähflüssige schäumende Wasser hatte eine erstaunliche Farbe: einen schillernden Farbton von Purpur, Dunkelorange und fauligem Grün. Dass es bestialisch stank, braucht man nicht hinzuzufügen. An der Oberfläche dahintreibende verendete Ratten sahen wir zwar nicht,

doch als einer von uns ausrutschte und über den schlammigen Beton in diese Pampe hinabglitt, schrien wir wie am Spieß. Das war der Fluss meiner Kindheit.

Von da an kehrte ich noch viele Male als Junge an ihn zurück – immer an dieselbe Stelle, so als ahnte ich nicht, dass er hier, an der Grenze zwischen Lodz und Konstantynów Łódzki, schon eine Reise durch das ganze Stadtzentrum hinter sich hatte. Der kleine Fluss gehörte einfach hierher. Und stank. Deswegen nannten wir ihn die Smródka – von *smród*: Gestank – und wussten gar nicht, wie dicht wir der Wahrheit damit kamen. Die Łódka stank auch im Winter, dampfte sogar. Von dem Schnee, der sich jedoch nur bis auf mehrere Meter an sie herantraute, hob sie sich farbenfroh ab. Am besten beschrieben hat das winterliche Antlitz eines Flusses Konrad Góra in einem Gedicht: »Die Widawa sieht immer aus wie in den Schnee gepinkelt.«

Auch die Łódka sah so aus, doch trotzdem schreckten wir nicht davor zurück, sie als unseren Fluss zu betrachten.

Ich habe keine Ahnung, wann es so weit ist, dass man einen Fluss als seinen anerkennt. Vielleicht geschieht dies nach demselben Prinzip, nach dem auch ein Vogeljunge die erste bewegliche Gestalt in seinem Blickfeld als Elterntier annimmt, wie es die Ethologen so ergreifend geschildert haben, aber es kann genauso gut eine Frage der ganz erwachsenen Bindung sein, die bewirkt, dass der Anblick eines Flusses (vom Zimmerfenster aus oder beim Spazierengehen) unverzichtbar wird, beruhigend und heilsam,

schreibt Olga Tokarczuk in ihrer bezaubernden persönlichen Skizze über die Oder. Wenn sie recht hat und unser wichtigster Fluss, unser Urfluss und Fluss der Kindheit (wer weiß, womöglich des ganzen Lebens) derjenige wird, dessen Anblick sich als erster in unser Gedächtnis eingräbt, dann habe ich keine Wahl. Ich bin auf die Łódka zurückgeworfen, auf jene erste Begegnung, die nicht gerade zu den angenehmsten zählte.

Es war – und ist nach wie vor – eine schwierige Liebe, eine stürmische, voller Zweifel und Affekte. Die Łódka begleitete mich durch

MACIEJ ROBERT, 1977 geboren, ist Dichter, Essayist und Journalist. Der promovierte Geisteswissenschaftler ist seit 2023 Leiter des Łództer Literaturhauses. Für seine in den letzten zwanzig Jahren veröffentlichten Gedichtbände hat er zahlreiche Preise erhalten. *Wenn kein Fluss mehr fließt* ist seine zweite Prosaveröffentlichung und war als bester Reportageband des Jahres für den Grand-Press-Preis 2023 nominiert.

NATURKUNDEN N° 131

Erste Auflage Berlin 2026

NATURKUNDEN

herausgegeben von Judith Schalansky
erscheinen bei Matthes & Seitz Berlin
ermöglicht durch Jan Szlovak, Hamburg

Dieses Buch wurde mit Unterstützung des
© POLAND Übersetzungsprogramms veröffentlicht.

Copyright der deutschen Ausgabe © 2026
MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH
Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin, Deutschland
info@matthes-seitz-berlin.de

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werks
für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG.

Copyright der Originalausgabe
Rzeki, których nie ma © Wydawnictwo Czarne Sp. z o.o

EINBAND, TYPOGRAFIE Pauline Altmann, Palingen
durchgesehen von Judith Schalansky
SCHRIFT Harriet von Jackson Showalter-Cavanaugh / Okay Type,
Larsseit von Nico Inosanto / Type Dynamic
HERSTELLUNG Hermann Zanier, Berlin
PAPIER 90 g/qm Schleipen Fly 05 spezialweiß, 1,2-faches Volumen
DRUCK, BINDUNG Pustet, Regensburg, Deutschland

Printed in Germany.

ISBN 978-3-7518-4050-7

www.naturkunden.de
www.matthes-seitz-berlin.de